

Auguste Supper zum Gedenken

Mit Auguste Supper ist nun auch die Altmeisterin der schwäbischen Dichtung ins Grab gesunken. Sie ist am 22. Januar 1867 in Pforzheim geboren worden und hat ihre gleichaltrige Landsmännin Anna Schieber um mehrere Jahre überlebt – Anna Schieber, mit der zusammen sie den Anteil der Frauen an der schwäbischen Dichtung unserer Zeit auf guter, achtenswerter Höhe gehalten hat, wenn wir von Isolde Kurz absehen, die in Leben und Werk weiter und bewußter als die beiden über die Grenzen ihrer schwäbischen Heimat hinausgewachsen ist.

Auguste Luise Supper war eine geborene Schmitz. Die Familie siedelte bald nach Augustes Geburt aus Pforzheim nach Calw über, wo der aus Norddeutschland stammende Vater die Bahnhofswirtschaft in Calw betrieb. Hier, im schönen Tal der Nagold, verlebt sie Kindheit und Jugend. Es war eine glückliche Zeit für sie, die Jahre, da die hochaufragenden Schwarzwaldtannen ihre geheimnisvollen Melodien in den sonnigen Zaubergarten ihrer Jugend rauschten.

In Calw besuchte Auguste Luise Schmitz die Mittelschule. Sie rundete hernach ihre Schulbildung durch den einjährigen Besuch einer privaten Lehranstalt ab, und als Zwanzigjährige schon heiratete sie 1887 den Dr. jur. Supper in Stuttgart. Ein seltsames Geschick fügte es, daß, wie einst der Vater, so jetzt auch der Mann die Stätte seines beruflichen Wirkens in Calw auf dem Bahnhof fand, denn er wurde einige Jahre nach der Verheiratung als Eisenbahnbetriebsinspektor dorthin versetzt. 1905 wurde er zum Finanzrat in Stuttgart berufen, und Auguste siedelte wieder mit ihm in die schwäbische Landeshauptstadt über. Schon im Jahre 1911 starb der Mann der Dichterin, die später ihren Wohnsitz in Ludwigsburg aufgeschlagen hat, wo sie vor einigen Wochen gestorben ist.

So hat Auguste Supper ihr Leben im wesentlichen im schwäbischen Heimatraum zugebracht, und die empfänglichsten Jahre dieses Lebens, Kindheit, Jugend, die hohe Zeit der ersten Ehe- und der reichsten Schaffensjahre, in Calw, im Schwarzwald, der einer schöpferisch veranlagten, lebhaft empfindenden Künstlernatur schon zu einer nie versagenden Quelle künstlerischen, dichterischen Schaffens werden kann und auch ihr geworden ist. Auguste Supper hat es allezeit dankbar empfunden und hingenommen; sie hat bewußt aus diesem reichen und reinen Born geschöpft oder ist unbewußt durch seine Wasser gespeist worden.

Man würde ihr aber einen Zwang antun, wenn man ihr Schaffen eng auf den einschränkenden Begriff des Heimatdichterischen festlegen würde. Die innige Vielfältigkeit der schwäbischen Landschaft, das schwäbische Menschentum, das neben seiner zupackenden Lebendigkeit so viel versponnen-grüblerisches Wesen aufweist, und das Bluterbe der aus bäuerlichem Geschlecht stammenden schwäbischen Mutter sind selbstverständ-

lich allezeit starke, prägende Kräfte im Werk der Auguste Supper gewesen; aber der norddeutsche Vater hat den Horizont von früh an geweitet, und aus der norddeutsch-schwäbischen Blutmischung sind der Dichterin fruchtbare Kräfte zugewachsen, die ihr Werk über das Allzubegrenzte hinausgehoben haben.

So sind die Schicksale, die sie gestaltete, zwar häufig im heimatlichen Schwarzwaldraum angesiedelt, aber die Menschen, die diese Schicksale erleiden müssen, stehen immer mitten drin im ganzen vollen Menschenleben, und was sie erleben, bleibt nicht dem engen Raum des Idyllischen verhaftet. Der Schwarzwald ist selbstverständlich nicht der einzige Schauplatz der Geschichten von Auguste Supper; die Schauplätze wechseln vielmehr immer wieder, und in den Stoffen haben sich Vergangenheit und Gegenwart die Waage gehalten.

Mit einer epischen Dichtung: „Der Mönch von Hirsau“ (1896) hat sich die damals noch nicht Dreißigjährige in die Welt der Dichtung eingeführt. Dann hat sie 1899 mit der in Würzburg spielenden historischen Erzählung: „Unter dem Jesuitenhut“, die später unter dem Titel: „Der schwarze Doktor“ neu erschienen ist, ihre Kraft weiter erprobt. Die Zeit des Dreißigjährigen Krieges, die hier im Mittelpunkt stand, hat sie in dem Roman: „Der Gaukler“ (1929), nun mit dem heimatlichen Schauplatz Calw, noch einmal behandelt. Eheprobleme griff sie in dem Werk: „Lehrzeit“ (1909) auf, in dem sie viel eigenes Erleben verarbeitet hat. Dann hat sie mit der Erzählung: „Die Mühle im kalten Grund“ (1922) einen bedeutenden Wurf getan. Dieses Werk ist wohl bis heute ihr populärstes geblieben.

Aber auch mit den vorangegangenen und darauffolgenden Werken hat Auguste Supper immer wieder beweisen können, daß sie dem Volk nicht nur auf den Mund, sondern auch tief in die Seele und selbst in die verborgensten Herzenskammern geschaut hat. Das gilt von ihrem „Herrensohn“ (1916), in dem sie das Schicksal eines religiösen Schwärmers gestaltete, ebenso wie von der schönen Reihe der Frauenbücher, von denen nur einige genannt seien, und zwar: „Die Mädchen vom Marienhof“ (1931), wo tapfere Schwestern in zähem Kampf das heruntergekommene väterliche Gut zu erhalten versuchen; dann die liebenswürdige Liebesgeschichte: „Das Mädchen Peter und der Fremde“ (1936) und die Findlingsgeschichte: „Die große Kraft der Eva Auerstein“ (1937), die früher schon unter anderem Titel erschienen war. Es gilt aber ganz besonders für die zahlreichen Heimaterzählungen und Dorfgeschichten, aus denen uns bald herb und kräftig, bald leise und innig die Tannen des Schwarzwalds entgegenrauschen, so in: „Da hinten bei uns“ (1905); „Leut“ (Schwarzwaldzerzählungen, 1906); „Holunderduft“ (1910); „Auf alten Wegen“ (1918) u. a. m.

Daß Auguste Supper eine echte Dichterin war, bewies sie auch mit den beiden Lyrik-Sammlungen: „Herbstlaub“ (1922) und: „Das Glockenspiel“ (1918); und ihr reiches, wärmespendendes Menschentum leuchtet uns

aus ihren Erinnerungen: „Aus halbvergangenen Tagen“ (1937) entgegen.

Wie in den größeren Romanen, so ist Auguste Supper auch in ihren Schwarzwälder Dorfgeschichten stets den Grundfragen des Lebens mit großem Ernst und liebedem Verstehen nachgegangen. Es ergab sich aus Herkunft, Schicksal und Umwelt, daß sie dabei immer wieder auf das religiöse Problem zurückkam; und es ergab sich aus ihrem stark eingeprägten Wesen, daß sie sich nie mit fertigen Wahrheiten zufriedengab, sondern allezeit bestrebt war, das Problem aus seinen letzten Tiefen heraus zu verstehen und zu gestalten. So ist ein Satz wie dieser bezeichnend für Auguste Suppers ganze Art im Leben, Denken und Schaffen: „Religion, wenn sie mehr ist als ein Wortschwall, bedeutet die Atmosphäre, in die ein Leben gebettet ist, die Tonart, aus der das Ganze geht. Auf keinen Fall ist sie etwas, das man hat. Der Irrtum, sie als eine Art Besitztum zu betrachten, ist so verhängnisvoll wie der andere, weitverbreitete Irrtum, der Gott von außen, von Beweisen her,

fassen will.“ Auch das ist ganz Auguste Supper, wenn sie von ihren Gestalten meint: „Die Guten und die Bösen sind immer alle ich. Sie haben mein Herz und meinen Sinn und wissen, was ich weiß, und tun, was ich tue.“ Das ist die äußerste, phrasenlose Ehrlichkeit, mit der sie arbeitet, und die an sich selbst stets die höchsten Forderungen stellt.

Es hat Auguste Supper an verdienten Ehrungen für ihr reiches, gehaltvolles Werk nicht gefehlt. 1924 wurde sie mit dem „Marie von Ebner-Eschenbach-Preis“, 1943 mit dem „Schwäbischen Dichterpreis“ ausgezeichnet; zu ihrem 70. Geburtstag wurde ihr 1937 der Ehrendokortitel verliehen; die schönste Ehrung ihres Schaffens gab sie sich freilich selbst, und wir dürfen sie darin sehen, daß das herzwarme, blutvolle Menschentum ihrer Gestalten und die Lebensnähe ihrer Gedanken gar manches ihrer Werke über ihren Tod hinaus werden dauern lassen als bleibende Schätze aus der schwäbischen Dichtung unserer Zeit, als Schätze, die wir nicht mehr missen möchten.

H. L.

Der Turm der Johanneskirche in Schwäb. Gmünd

ein wertvollstes Baudenkmal schwer gefährdet

Der Turm der romanischen Johanneskirche in Schwäb. Gmünd (nach Dehio aus den Jahren 1220–1250) war schon im letzten Jahrhundert ein Sorgenkind der Denkmalpflege.

Eine große Anzahl eiserner Klammern an allen Turmkanten zeigt, daß hier schon vor langer Zeit versucht worden ist, Bewegungen und Risse im Mauerwerk zu verhindern. Sie haben dies zunächst auch erreicht, aber inzwischen sind neue Risse entstanden, die sehr ernst genommen werden müssen, zumal anzunehmen ist, daß das Mauerwerk, wie meist bei solchen alten Mauern, aus zwei Schalen besteht, die nur lose miteinander in Verbindung stehen und im Kern geringe Festigkeit haben. Dabei ist auch der Stubensandstein der Oberfläche weich und stark verwittert.

Anlaß zu dieser Rißbildung geben vermutlich Bogen im Innern des Turmes, die die Ecken, besonders im Übergang vom Viereck zum Achteck nach außen drücken. So mußte der Stein trotz eiserner Verklammerung reißen. Man kann einen mürben Stoff mit dem besten Faden nicht flicken. Er wird neben der Flickstelle reißen.

Eine Instandsetzung ist dringend nötig. Sie muß darin bestehen, daß ähnlich wie beim kleinen Turm der Stuttgarter Stiftskirche das Mauerwerk in sich gefestigt wird, und daß dann durch innere durchgehende Verankerungen die notwendige Aussteifung hergestellt wird. R. Lempp

